

Der Jobbi und der Teufel

Autor(en): **Hebel, J.P. / Erhardt, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz**

Band (Jahr): **8 (1891)**

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747025>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Walten der göttlichen Vorsehung, indem wir uns jener schönen Verse Paul Gerhard's getrösten:

„Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.“



Der Jobbi und der Teufel.

(Nach Notizen von J. P. Hebel, erzählt von J. Erhardt.)

Wenn dem Teufel Eins über's Ohr gehauen wird, muß man's ihm gönnen, aber der Jobbi bleibt doch ein Schelm. Sie stehen in Geschäftsverbindung mit einander — nämlich der Jobbi und der Teufel — und sind sonst gute Freunde; jetzt zwar auch; aber der Jobbi hat einen Metzgergang gemacht und begegnet ihm auf dem Heimweg sein Kumpan.

„Jobbi,“ sagt der Teufel, „was ist dir passirt, daß du ein Gesicht machst wie meine Großmutter, wenn ich ihr keine arme Seel' bring'? Man könnt' fast glauben, du hättest von dem sauern Wein getrunken, von dem du dem Spezial zwei Saum aufgeschwätzt hast; statt ein Schöpplein bei der Adlerwirthin in Hausen.“

„Drum ist meine Frau gestorben und der Schollenbauer hat sich auch hingelegt,“ murrst der Jobbi und macht einen Seufzer, als thät's ihm das Herz abfressen vor Leid.

Streicht der schwarze Kumpan seinen Bockbart und sagt: „So, so; hab' Nichts davon gewußt. Bin in Frankreich drüben herum gewesen. 's gibt dort viel zu thun für Unseren. Na, hast aber doch deiner Alten jeden Tag Brüggel'suppe zu essen gegeben, bis sie genug dran gehabt hat, und dem Schollenbauer hättest du doch auch lieber Gift eingeschenkt als von deinem Grenzacher hinten im Keller.“

„'s ist nüt wegen dessen; aber die Liegenschaften thäten so schön zusammenpassen, Eins stoßt an's Andere. Der Jobbi läßt wieder einen Seufzer los; der Teufel aber merkt etwas und meint: „Aha, du hast also dem alten Zankeisen einen Heirathsantrag gemacht von wegen dem Schollengut und von ihm einen Korb bekommen zum Andenken?“

„Der Brändlifrieder ist reicher als ich,“ jammert jetzt der Jobbi und läßt den Kopf immer tiefer hängen. Der Teufel aber thut, als ob ihn das erbarme, also daß er den Jobbi zutraulich am Wams schüttelt und sagt: „Jobbi, wann hab' ich dir etwas abgeschlagen? Wie viel brauchst du, um den Frieder auszustechen? Es kommt mir nicht drauf an bei dir.“

Das klingt gar lieblich in Jobbi's Ohren und er antwortet: „So ein Tausender Zwanzig thäten's schon.“ Es wär' nicht so viel nöthig, aber der Jobbi denkt: „Der hat's.“ Der Teufel merkt zwar die Schelmerei, aber läßt sich's nicht ansehen, denn er kalkulirt: „Wart', dich krieg' ich noch,“ und zählt dem Jobbi das Geld hin, lauter funkel-nagelneue Dublonen. Der Jobbi zählt's nach und steckt's in die Schweinsblase. Dann bedankt er sich und geht fort. Als er einige Schritte gegangen ist, ruft ihm der Teufel nach und sagt: „Fast hätt' ich's vergessen, nämlich von wegen deiner Seel'.“

„Was meinst?“ thut ganz verwundert der Jobbi: „Wir wollen's schriftlich machen; es ist von wegen leben und sterben und geht in Einem hin,“ schmunzelt der Teufel.

„Hab' kein' Seel' zu verschreiben,“ brummt der Jobbi.

„Du wirfst mich doch nicht beschummeln wollen mit deiner Seel'! Hab' ich sie doch meiner Großmutter versprechen müssen,“ schreit der Teufel.

„Hab' gar kein' Seel' und was man nicht hat, kann man auch nit verschreiben. Kannst nachschauen.“ Und richtig: Der Teufel guckt in Jobbi's Augen, aber er sieht keine Seele drinnen. „Man wird alt anfangen,“ sagt er und zieht seine große Hornbrille heraus, aber er mag schauen wie er will, so findet er doch keine Seele in Jobbi's Augen. Und wo sollt' sie sonst sein?

„Du liederlicher Tropf,“ brüllt er und will mit dem Pferdehuf dem Jobbi eins versetzen. Der aber stellt ihm ein Bein, daß er niederstürzt und mit seinen Hörnern an einer Wurzel hängen bleibt, indessen der Jobbi fortstelzt und schmunzelt.

Also ist der Teufel von Jobbi über's Ohr gehauen worden. Sie haben sich aber später wieder ausgesöhnt, denn sie brauchen einander, die Zwei, und die Schollenbäuerin hat den Jobbi genommen. Sie ist aber bald gestorben.

